SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Regenwaldkolonisation als Frontier-Prozess: der Ituri-Wald in Nordost-Kongo (Zaire) 1985-1995

Rösler, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GIGA German Institute for Global and Area Studies

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Rösler, M. (2004). Regenwaldkolonisation als Frontier-Prozess: der Ituri-Wald in Nordost-Kongo (Zaire) 1985-1995. *Afrika Spectrum*, *39*(3), 335-357. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-107515

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

afrika spectrum 39 (2004) 3 : 335-357
© 2004 Institut für Afrika-Kunde, Hamburg

Michael Rösler

Regenwaldkolonisation als Frontier-Prozess

Der Ituri-Wald in Nordost-Kongo (Zaire) 1985-1995 [1]

Zusammenfassung

Dieser Beitrag untersucht den Begriff der Frontier hinsichtlich seiner Eignung, Migrationsprozesse an der Siedlungsperipherie tropischer Regenwälder zu beschreiben. Es werden empirische Feldmethoden der Erforschung dynamischer Siedlungsräume erörtert und zu charakteristischen Darstellungsformen der historischen und kulturanthropologischen Frontier-Forschung in Beziehung gesetzt: dem Migrationsepos (to-the-region) und der Schauplatzbeschreibung (within-the-region). Mit dem kulturökologischen Konzept der Präadaptation und anhand dreier analytischer Kriterien, wie sie für Frontier-Prozesse im Amazonas-Gebiet definiert wurden (den konkurrierenden Gruppen, ihrem Ressourcenverständnis und der Strukturierung von Machtverhältnissen) wird die Frontier-Situation im Ituri-Regenwald im Nordosten der ehemaligen Republik Zaire untersucht. Die These lautet, dass die Akteure an der Frontier in einem institutionellen Vakuum agieren, das als Funktion des verfallenden zairischen Staates zu sehen ist. Die ökonomischen Interessen und Ambitionen der Akteure an der Frontier sind aufgrund ihrer heterogenen regionalen und kulturellen Herkunft uneinheitlich. Sie gleichen sich aber an, da an der Frontier der gemeinsame Wunsch nach Subsistenzsicherheit überwiegt. Auch der einzige global vernetzte Akteur, die örtliche Naturschutzorganisation, muss sich anpassen, da ihr Projekt unfreiwillig zum Angriffsziel informeller ökonomischer Aktivitäten wird.

Schlüsselwörter

Demokratische Republik Kongo, Ituri, Tropischer Regenwald, Landerschließung, Siedler, Binnenwanderung, Natürliche Ressourcen, Gold, Fischerei, Wild, Naturreservat, Theoriebildung

---

1 Dies ist die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags, der beim Workshop „Mobilität und kulturelle Identität. Methoden der Erforschung interethnischer Beziehungen in Afrika“ auf der DGV-Tagung in Hamburg (2.-4. Oktober 2003) gehalten wurde. Ich danke Robert Munson und Tilo Grätz sowie den Gutachtern von *afrika spectrum* für ihre hilfreichen Kommentare. Die zugrunde liegenden ethnologischen Feldforschungen in der ehemaligen Republik Zaire wurden durch Stipendien des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) und der Wenner-Gren Foundation for Anthropological Research finanziert.

In der Darstellung von Migrationsprozessen und bestimmten Formen der Ressourcenausbeutung fällt oft das Schlagwort der „Frontier", ein Begriff, der oberflächliche Assoziationen an den „Wilden Westen" weckt, dessen Bedeutung und Tragweite indessen selten hinterfragt wird. Das aus der nordamerikanischen Kolonialzeit entlehnte Wort könnte ins Deutsche übertragen als „Siedlungsgrenze" oder „Siedlungsfront" bezeichnet werden. Für die europäisch-amerikanischen Siedler war die „Frontier" nicht bloß eine Grenze im Sinne einer Linie. Der Begriff bezeichnete den gesamten „unbesiedelten" Raum, der vor ihnen lag, und den es zu erobern und wirtschaftlich nutzbar zu machen galt. Nach dem Verschwinden der Siedlungsgrenzen im 19. Jahrhundert wurde die „Frontier" verklärt. Sie bezeichnete fortan die gesamte „Lebensweise und Lebenshaltung" der zurückliegenden Pionierzeit (Raeithel 1987). Der Mythos der Frontier bzw. des „Westens" als einer heroischen Epoche war geboren. Wissenschaftlich geadelt wurde der Begriff durch den Historiker Frederic Jackson Turner, der mit seiner „Frontier-These" im Jahre 1893 den Nationalcharakter der Amerikaner, ihre vermeintlichen Kardinaltugenden von Pioniergeist, Individualismus, Risikobereitschaft und Freiheitssinn aus der spezifischen Erfahrung der Siedlungsgrenze abzuleiten suchte (vgl. Turner 1986).

Ungeachtet zahlreicher Zurückweisungen setzte sich der Frontier-Begriff als gängiges Schlagwort und wissenschaftliche Schlüsselkategorie durch. Mit dreifacher Bedeutung tritt er in Geschichtswissenschaften, Kulturanthropologie und -geographie auf: als geographisches Gebiet, als gesellschaftlicher Prozess und als assoziationsreiche Metapher (vgl. Rieber 2001). In dieser semantisch verschwommenen Gestalt wurde er auch nach Afrika übertragen, wo er auf so verschiedenartige Zusammenhänge bezogen wurde wie folgende: die Kolonialgeschichtsschreibung Südafrikas (Lamar & Thompson 1981), die Rekonstruktion historischer Ethnogeneseprozesse (Kopytoff 1987, 1999) und, höchst aktuell, die Beschreibung heutiger Formen nichtindustrieller Ausbeutung von Bodenschätzen (Gold, Diamanten) (Dumett 1998, Grätz 2004, vgl. Werthmann 2000). Nicht von ungefähr blüht im Kontext dieser „mining frontiers" das Bild des „Wilden Westens" wieder auf, verwenden die Protagonisten dieser aufgewühlten Szenerie doch selbst gerne Zitate aus dem Filmwestern zur eigenen Identitätsbeschreibung (de Boeck 1998, 2000). Die breite Verwendungspalette deutet an, dass sich hinter dem Frontier-Begriff kein theoretisch und methodisch verbindliches Konzept verbirgt. Ähnlich wie bei anderen derzeit diskutierten Schlagworten zur Umschreibung „mobiler Felder" (vgl. die Einleitung zu diesem Band) scheint es gerade ihre diffuse Bedeutungsvielfalt zu sein, die solche Begriffe attraktiv macht. Dies gilt auch für die Auseinandersetzung mit „Frontier"-Phänomenen.

Im vorliegenden Beitrag soll nun ein weiterer Frontier-Topos aufgegriffen und auf einen afrikanischen Kontext übertragen werden. Hierbei geht es um die Frage, ob das Frontier-Konzept sinnvoll auch auf Migrationsprozesse im zentralafrikanischen Regenwald bezogen werden kann. Gedacht ist an jene spontanen (staatlich nicht gelenkten) Bewegungen der Siedlungskolonisation, über deren Ausmaß, Ursachen und Verlaufsformen wir nur wenig wissen, weil sie sich im Schatten weitaus schlagzeilenträchtigerer Ereignisse vollziehen.[2] In Auseinandersetzung mit solchen möglichen Frontier-Prozessen liegt es zunächst nahe, an vergleichbare und besser dokumentierte Prozesse der „Öffnung" tropischer Regenwälder auf anderen Kontinenten zu denken, insbesondere an das brasilianische Amazonas-Gebiet, *dem* Paradigma moderner Regenwaldkolonisation. Schon um ähnliche Vorgänge im zentralafrikanischen Raum, etwa dem Kongo-Becken, überhaupt sichtbar werden zu lassen, scheint der Vergleich mit Amazonien geboten. Hinzu kommt: Wohl in keinem anderen Zusammenhang wurde (außerhalb des US-amerikanischen Kontextes) der Frontier-Begriff auch wissenschaftlich so oft zitiert, wie im Falle Lateinamerikas bzw. Amazoniens (vgl. Hennessy 1978, Weber & Rausch 1994). Die Fokussierung auf die Frontier war hier ausgesprochen produktiv. Sie generierte innovative Methoden und pointierte Aussagen, die auch im afrikanischen Kontext fruchtbar gemacht werden können. So etwa das Konzept der „contested frontiers" (Schmink & Wood 1992), das der Forderung nach einer „multisited ethnography", die die Grenzen des klassischen ethnologischen „Feldes" durch multilokale, polyethnische und mobile Elemente erweitern soll, wie sie in der Einleitung zu diesem Band gefordert werden, durchaus nahe kommt.

Ein solcher Forschungsansatz, der die Frontier als Bezugsrahmen wählt, gestattet mehrdimensionale Situationsbeschreibungen an Brennpunkten der interkulturellen Auseinandersetzung, dort, wo es um die Austragung von

2 Zu denken ist hier insbesondere an die Bürgerkriegsereignisse, die den zentralafrikanischen Raum seit einem Jahrzehnt erschüttern. Da im Zusammenhang mit den anhaltenden Kämpfen im Osten der Demokratischen Republik Kongo (vormals Zaire) auch immer wieder der Distrikt Ituri als Schauplatz gewaltsamer interethnischer Konflikte genannt wird, ist darauf hinzuweisen, dass die hier zu beschreibenden Verhältnisse im Zeitraum 1985-95 in keinem Zusammenhang mit jenen bewaffneten Auseinandersetzungen stehen, wie sie aus dem Raum um die Distrikthauptstadt Bunia berichtet wurden und werden. Zwar gehört der Ituri-Wald verwaltungsmäßig zum gleichnamigen Distrikt (vgl. Anmerkung 3), doch stehen die mit „Bunia" assoziierten Ereignisse der jüngsten Vergangenheit im gänzlich anderen politischen, geographischen und kulturellen Kontext des östlichen Berglandes, das zum westlichen Ituri-Regenwald in keiner anderen Beziehung steht, als dass der Ituri-Fluss sein Quellgebiet in den Blauen Bergen bei Bunia hat (vgl. Wiese 1997), sich in seinem weiteren Verlauf nach Westen aber ausschließlich durch Tieflandregenwald erstreckt, wo er unter dem Namen Aruwimi in den Kongo-Fluss mündet.

Konflikten um Ressourcen und Machtpositionen auf lokaler und regionaler Ebene geht. Anders als beispielsweise die so genannte Schnittstellenanalyse (Long 2001) legt sich der Frontier-Ansatz nicht auf irgendwelche entwicklungspolitischen Perspektiven fest. Ähnlich wie in der von Chauvinismus und naivem Fortschrittsglauben befreiten Historiographie des amerikanischen „Westens" (vgl. Limerick u. a. 1991) werden Entwicklungsverläufe als offene Prozesse ohne finale Bestimmung begriffen. Mit Blick auf den tropischen Regenwald als einem besonderen Schauplatz von Migration und Agrarkolonisation bedarf es hierzu allerdings einer kulturökologischen Präzisierung des Problems.

So wie der nordamerikanischen Frontier-Forschung die Umweltgeschichte als unverzichtbare Schwesterdisziplin zu Seite steht (vgl. Worster 1994), so konnte auch jene Amazoniens nicht auf die Kulturökologie als Partner verzichten (vgl. Moran 1993). Pioniersiedler stoßen in für sie unbekannte Naturräume vor, an deren Gegebenheiten sie sich anpassen müssen. Fehlanpassungen messen sich daran, wie ganze Ökosysteme nachhaltig verändert und geschädigt werden. Die *Dust Bowl* des mittleren Westens der USA und die riesigen Rodungsinseln Amazoniens sind Menetekel ökologisch scheiternder Frontier-Prozesse. Tropische Regenwälder sind besonders verletzliche Ökosysteme, die der landwirtschaftlichen Nutzung aufgrund der nährstoffarmen Böden enge Grenzen setzen. Die in der Masse überwiegenden kleinbäuerlichen, subsistenznahen Produktionsformen beruhen auf extensiven Bodennutzungen („shifting cultivation"), für die es kaum Perspektiven „echter" agrarischer Intensivierung gibt. Stattdessen setzen sich Prozesse der „Pseudointensivierung" durch, in deren Verlauf höhere Erträge nur durch anspruchslosere Kulturpflanzen (z. B. Maniok) zum Preis der beständigen Bodendegradation erzielt werden (vgl. Carlstein 1982). Schon die vorkoloniale Kulturgeschichte des Kongo-Beckens kennt hierzu prägnante Beispiele (vgl. Harms 1987). Die Parallelen zwischen den Tropen der verschiedenen Kontinente sind nicht zu übersehen (vgl. Denslow & Padoch 1988, Meggers u.a. 1973, Miracle 1967).

Jede Form von Agrarkolonisation hat außerdem mit der erfolgreichen Besetzung ökologischer Nischen zu tun. Wurden diese zuvor schon von „indigenen" „first comers" besetzt, sind friedliche bis gewalttätige Konflikte vorprogrammiert (vgl. Schmink & Wood 1992). Die erfolgreiche Besetzung solcher Nischen hängt von der ökokulturellen „Präadaptation" ab, der Vorangepasstheit mitgeführter Techniken und Wissensformen an das neue Milieu (vgl. Jordan & Kaups 1989). Diese können den Technologien der Alteingesessenen wie auch jenen konkurrierender Siedlergruppen überlegen sein und einer Gruppe entscheidende wirtschaftliche Vorteile bringen. Regenwaldkolonisation heißt aber auch, dass Siedler oftmals eine ökologische Systemgrenze überschreiten, woraus sich besondere Anpassungsprobleme erge-

ben. Die Übertragung bergland- oder savannenadaptierter Bodennutzungen in den Tieflandregenwald z. B. zahlt sich ökologisch und ökonomisch nicht immer aus (Problem: Pseudointensivierung). Nischenbesetzung und Intensivierungschancen sind die zentralen kulturökologischen Stichworte des Frontier-Ansatzes zum Thema Regenwaldkolonisation. Sie bringen die Trägheitsmomente des Ökosystems Tropischer Regenwald ins Spiel, die der „contested frontier" ihre zusätzliche Problemdimension geben.

Das „Feld" der Frontier-Forschung: Methodische Orientierungen

Die Frontier ist ein dynamischer Raum, eine „moving frontier", wo Menschen und Dinge in Bewegung sind. Die empirischen Methoden der Feldforschung, sie zu erfassen, laufen idealtypisch auf zwei Zugangs- bzw. Darstellungsformen hinaus: die bewegliche, bei der sich der Forscher den Bewegungen seiner Protagonisten anschließt, und die stationäre, bei der er sich an einem einzigen Ort (z. B. einer lokalen Gemeinschaft) einrichtet, von wo aus er die ein- und auslaufenden Bewegungen von Menschen und Dingen verfolgt. Beides entspricht dem, was in der Einleitung zu diesem Band als „follow the people/thing" und „follow the conflict" bezeichnet wird. In der neueren US-amerikanischen Historiographie des „Westens" hat diese Unterscheidung ihre Parallele in den „Erzähltraditionen" des eindimensionalen Migrations-Epos, verfasst aus der Perspektive einer wandernden Gruppe, dem „to-the-region approach", und der mehrdimensionalen Schauplatz-Beschreibung, die den prozessualen Gesamtzusammenhang der interagierenden Gruppen zu erfassen sucht, dem „within-the-region approach" (vgl. Malone 1991a: 98, 101-102; 1991b:143).

In der Praxis lassen sich beide Zugänge selbstverständlich kombinieren. Forscherteams sind mobiler, können größere Räume abdecken und mehr Informationen aufnehmen. Viel hängt davon ab, welcher Zeitrahmen für die Datenerhebungen zur Verfügung steht. Die Autoren von „Contested Frontiers in Amazonia" konnten im Rahmen eines groß angelegten interdisziplinären Forschungsprojekts auf eine immense Datenfülle zugreifen, die über den Zeitraum von Anfang der 1970er Jahre bis Mitte der 1980er Jahre entlang eines 400 km langen Bauabschnittes der Transamazônica erhoben wurde. Die Massen- und Güterströme hielten sie im Rahmen stationärer Momentaufnahmen fest, die sie in einer „Schlag-auf-Schlag-Darstellung" analysierten (Schmink & Wood 1992:19; vgl. auch Doevenspeck in diesem Band). Solche Dimensionen sind nur selten machbar. Im vorliegenden Fall wurde ein bescheidenerer Ansatz gewählt. Eigene, punktuell erhobene Daten werden mit jenen anderer Forscher ausgewertet und zu einem regionalen Gesamtbild zusammengesetzt. Der Ituri-Wald ist für den Zeitraum zwischen 1950 und

1995 dank umfangreicher ethnologischer Forschungen gut dokumentiert. Es liegt eine Studie explizit zur „Ituri Forest Frontier“ vor (Peterson 1990, 1991). Der Verfasser, ein US-amerikanischer Kulturanthropologe, untersuchte die Migrationsbewegung von Siedlern aus dem (mehr als 200 km entfernten) südlichen Kivu-Gebiet, die von Angehörigen einer einzigen Volksgruppe, den Nande, getragen wurde, deren (vor-) koloniale Siedlungsgeschichte ebenso gut dokumentiert ist (vgl. Packard 1981) wie ihr rasanter postkolonialer Aufstieg zur führenden „Entrepreneur“-Klasse des östlichen Kongo bzw. Zaire (vgl. Mac Gaffey 1987). Peterson ging bei seiner Feldforschung am Ituri methodisch nach dem Muster „follow the people“ vor. Er verfolgte die Siedlungsetappen der Nande Schritt für Schritt bis in den Ituri-Wald, hielt diese in Form von Momentaufnahmen in einzelnen ihrer Pioniersiedlungen entlang der Straße fest und ermittelte daraus den Verlauf des Siedlungsprozesses als Ganzes sowie die lokal abweichenden Strategien des Landerwerbs und der Interessendurchsetzung gegenüber den Alteingesessenen.

Meine eigene Feldforschung war zunächst als stationäre Gemeindestudie für eine Dauer von 18 Monaten angelegt (in den Jahren 1987-1989), die ich später durch weitergehende ethnohistorische Untersuchungen in anderen Gemeinden bei mehreren kürzeren Aufenthalten zwischen 1993-1995 ergänzen konnte. Lokal gewonnene Informationen ließen sich somit flächendeckend verbinden. Die von mir untersuchten Gemeinden waren hauptsächlich solche der sich als „autochthon“ (alteingesessen) definierenden Volksgruppen, in Einzelfällen aber auch solche mit gemischtethnischer Bevölkerung und einem mehr oder weniger starken Anteil von Zugewanderten. In den 1980er Jahren wurde der Ituri-Wald zunehmend Ziel von Migranten aus allen Richtungen: Nande-Händlern / Siedlern aus dem Osten, Budu-Bauern aus dem Norden und Lokele-Fischern aus dem Südwesten. Die ursprüngliche Untersuchungsgemeinde hatte eine Lokele-Siedlung als Nachbarn, der Leitsatz „follow the conflict“ drängte sich von selbst auf. Die „stationär“ erfasste Gemeinde der alteingesessenen Volksgruppe (Mbo) war überdies räumlich selbst mobil. Rund ein Drittel des Jahres waren ihre Mitglieder unterwegs: zu Aufenthalten in anderen Dörfern, in saisonalen Jagd- / Fischcamps oder in Goldgräberlagern. Wann immer möglich, schloss ich mich einzelnen Gruppen bei solchen Ortswechseln an.

Die breite ethnographische Informationsbasis zum Ituri-Wald bietet mithin ausreichend qualifizierte Einblicke in die Beziehungen zwischen Alteingesessenen und Neusiedlern. Es handelt sich um Ergebnisse lokal gewonnener Einzelinformationen, die im Folgenden nach dem Muster „follow-the-conflict-within-the-region“ zusammengeführt werden. Drei Motive, wie sie für die „contested frontier“ Amazoniens formuliert wurden, sollen dabei im Vordergrund stehen: (1) Gegensätze und Konflikte von Gruppen („contesting

groups“), (2) entgegengesetzte Wahrnehmungen bzw. Definitionen von Land / Ressourcen („perception of the land“) sowie (3) die diskontinuierliche Strukturierung von (fragilen) Machtverhältnissen („structures of power“) auf lokaler bzw. regionaler Ebene (vgl. Schmink & Wood 1992).

Der Ituri-Wald: Grenzwildnis und offene Frontier

Frontier-Prozesse haben politische Auslöser, die Migrationsbewegungen in Schwung bringen. Ähnlich wie das brasilianische Militärregime Anfang der 1970er Jahre den rhetorischen Startschuss zum Aufbruch an die „letzten Grenzen“ der Erschließung gab, verkündete das zairische Mobutu-Regime Anfang der 1980er Jahre die „libération de l'or“, die Freigabe des (alluvialen) Goldabbaus (vgl. Schatzberg 1988). Auch in diesem Fall zielte die rhetorische Geste auf die Überwindung von „Grenzen“. Sie bezogen sich auf die Beseitigung einer der letzten kolonialen Schranken: das noch bestehende allgemeine Verbot des Goldabbaus. Die Minenbetriebe im Norden und Osten des Ituri-Waldes, die in der Kolonialzeit viele Arbeitskräfte banden, lagen danieder. Im alluvialen Goldabbau sollten die Massen ihre Chance zum „Reichtum“ bekommen. Im Ituri-Wald sicherten sich die Bezirkschefs erste Lizenzen, zusammen mit Geschäftsleuten und Verwaltungsangehörigen. Wer graben wollte, musste Arbeitsverträge mit den Besitzern abschließen, eine Hürde, die für die lokale Bevölkerung aufgrund fehlender Mittel nicht leicht zu nehmen war. Eine tragfähige Arbeitsorganisation kam in den Goldgräbercamps, so genannten „carrières“, erst zustande, als Angehörige der Nande-Ethnie mit deren Leitung betraut wurden. Die Nande besaßen das Know-how, weil sie von den belgischen Kolonialherren bevorzugt als Minenarbeiter rekrutiert worden waren (vgl. Northrup 1988, Vwakyanakazi 1992). Als führenden Händlern kam auch bald der An- und Verkauf von Gold unter ihre Kontrolle. Die Voraussetzungen für einen Goldrausch waren damit aber längst nicht gegeben. Die großen urbanen Zentren liegen hunderte Kilometer entfernt. Die so genannten Pull-Faktoren wirkten erst ab Ende der 1980er Jahre, als vermehrt städtische Jugendliche aus allen Landesteilen am Ituri eintrafen. Die „mining frontier“ war eröffnet.

Ungefähr zeitgleich wurden aber auch gänzlich andere entwicklungspolitische Akzente gesetzt. Im Jahre 1992 wurde im Zentrum des Ituri-Waldes das *Réserve de Faune à Okapis* gegründet. Die Errichtung dieses Naturschutzreservates vollzog sich unter machtvoller Beteiligung internationaler Naturschutzorganisationen wie der *Wildlife Conservation Society* (vormals *New York Zoological Society*). Nominell federführend war das zairische Umweltministerium. Die natürlichen Voraussetzungen für ein solches Projekt waren gegeben. Die Vegetation des Ituri-Waldes besteht zu rund 90% aus „ungestörtem“ Primär-

wald. Mit weniger als einem Einwohner pro km² liegt eine der geringsten Bevölkerungsdichten des Kongo-Beckens vor. Mit seinem Artenreichtum wird der Ituri-Wald als Ökosystem von hohem Wert eingestuft, als „pleistozänes Refugium", eine eiszeitliche Waldinsel, die Rückzugsgebiet für andernorts ausgestorbene Lebensformen war. Die herausragende endemische Tierart ist die „Waldgiraffe" *Okapia johnstoni*. Primär zu ihrem Schutz wurde das Reservat errichtet. Mit einer Fläche von 13.700 km² nimmt das Reservat ungefähr die Hälfte des Ituri-Waldes ein (Hart & Hall 1996). Wenn eine solche Landmasse dem wirtschaftlichen Verfügungsbereich der lokalen Bevölkerung entzogen wird, sind Konflikte vorgezeichnet, die an die US-amerikanische Frontier-Erfahrung gemahnen. Das Reservat pflegt als Organisation ein „amerikanisches" Naturschutzverständnis aus der Pionierzeit. Es brachte den Begriff der Frontier selbst in die örtliche Migrationsdebatte ein (vgl. Hart & Hart 1984, Peterson 1990). Das im „Westen" entstandene Konzept der „wilderness" als eines vor menschlichen Eingriffen zu schützenden Naturraumes verdankt sich dem (puritanischen) Erschrecken über die Auswüchse des amerikanischen Pionierdrangs (vgl. Nash 1982). In der radikalen Umsetzung läuft das Konzept der unberührten „Wildnis" darauf hinaus, die ortsansässige Bevölkerung auszusperren (Umsiedlung). Die großen Naturschutzparks Ostafrikas waren Experimentierfelder dieses Verständnisses von „conservation" (Adams & McShane 1992). Ganz in diesem Sinne sollte auch der Ituri-Wald zu einer „geschützten" Grenzwildnis werden, doch hatte das Reservat Schwierigkeiten, im „institutionellen Vakuum" der Frontier (Kopytoff 1987), hier konkret in Gestalt des niedergehenden Mobutu-Staates (vgl. Young & Turner 1985), seine Nische zu verteidigen.

Übersehen wurde, dass der Ituri-Wald schon seit Jahrhunderten kein unbewohntes Gebiet mehr war, sondern seit jeher Schauplatz von Migrationen und intra-/interethnischen Frontierbildungen (im engeren Sinne Kopytoffs 1987). Als Hinterland dicht besiedelter Bevölkerungszentren nahm er Zuwanderer aus nahezu allen Himmelsrichtungen auf (Vansina 1993). Die „autochthonen" („indigenen") Volksgruppen lebten in unabhängigen Dorfverbänden, die im ganzen Wald verstreut lagen. Die koloniale Zwangsumsiedlung dieser Gruppen an die Straße kam einer historischen Zäsur gleich, aus der sich noch heute ein spürbarer Widerstandsgeist gegen jegliche staatliche Einmischung speist. Reservat und Staat setzten nun konträre Signale. Nach den Reservatsbestimmungen hätte die Bevölkerung erneut von ihrem traditionellen Klan-Land getrennt werden müssen. Die „liberation de l'or" eröffnete die Aussicht, dieses auf neue Art zu nutzen. Erste Ansätze dazu gab es. Die von den lokalen Gebietschefs erworbenen Schürfstätten waren meist mit Angehörigen ihrer eigenen Volksgruppe besetzt. Städtische Migranten hatten hier weniger Zugang. Rivalisierende lokale Gruppen machten sich mit

Gebietsansprüchen, Hexereianschuldigungen und Zauberpraktiken das Leben schwer. Die „indigene“ Front segmentärer Kleinkriege war (wieder) eröffnet.

In der Reservatsverwaltung setzte sich - nicht zuletzt dank ethnologisch informierter Mitarbeiter - eine moderate zweigleisige Politik gegenüber der Lokalbevölkerung durch. Die alteingesessenen Dorfbewohner und Mbuti-Pygmäen (vgl. Turnbull 1983) sollten nicht als Hauptproblem angesehen werden. Vielmehr nahm man die Migranten, insbesondere die Nande aus dem Kivu, ins Visier. Die Sorge, diese könnten mit ihrer Wirtschaftskraft Ländereien erwerben und große Regenwaldflächen roden, wurde auch von der Lokalbevölkerung geteilt. Die Plantagen-Frontier drang ungebremst in den südöstlichen Ituri-Wald vor, wo die Alteingesessenen bereits viel Land verloren hatten. Eine gesonderte Untersuchung zur Migration der Nande sollte weiteren Aufschluss geben (vgl. Peterson 1991). Das Ergebnis fiel, was den zentralen Ituri-Wald betraf, aber nicht so dramatisch aus, wie befürchtet. Das Leitmotiv der Migration hieß „kutafuta maisha“ (Kiswahili) - „to search for life“, wie es im englischen Titel der Studie treffend übersetzt wurde. Die Untersuchung offenbarte, dass selbst Nande-Siedler mit erheblichen Problemen an der Regenwald-Frontier zu kämpfen hatten. Die fehlende Infrastruktur, der schlechte Straßenzustand und das geringe lokale Einkommensniveau setzten ihren Ambitionen Grenzen. Parallel zum Niedergang der zairischen Wirtschaft entfaltete sich die „informelle“ Ökonomie, die nicht zuletzt dank findiger Nande-Geschäftsleute zur tragenden Säule ostzairischer „Realökonomie“ (Mac Gaffey 1991) geworden war. Für den Ituri-Wald hieß dies, dass er als Rohstoffreservoir in ein transregionales Handels- und Schmuggelnetz eingebunden wurde, das sich weit in die ostafrikanischen Nachbarländer und den Nahen Osten erstreckte (Vwakyanakazi 1991). Im regionalen Kontext der Selbstorganisation „von unten“ ergaben sich für Migranten (Personen und Organisationen) an der Frontier trotz erkennbarer Anpassungsleistungen höchst paradoxe Konstellationen, die den Migrationsprozess in den Ituri-Wald als diskontinuierlich und ergebnisoffen kennzeichneten. Hierzu im Folgenden einige Beispiele.

Multiple Frontiers

Ab Mitte der 1970er Jahre liefen auf den Ituri-Wald mindestens drei Migrationsbewegungen zu: aus dem nördlichen Savannenraum, dem zentralen Kongobecken und dem (süd-) östlichen Bergland. Ausgelöst wurden diese Bevölkerungsbewegungen durch die Freigabe des Goldabbaus und die wirtschaftliche Krise, die sich in den Städten stärker auswirkte als auf dem Land. Das Leitmotiv „kutafuta maisha“ (s.o.), das den gängigen zairischen Überlebens-

maximen der „économie de débrouillardise“ entsprach (vgl. MacGaffey 1991), galt für all diese Gruppen in gleicher Weise: Fischer, Fleischhändler, Agrarkolonisten, Goldwäscher und Kaufleute. Der Umzug in den Regenwald versprach einen halbwegs unabhängigen und gesicherten Lebensunterhalt. Land schien unbegrenzt zur Verfügung. Der Goldsektor bot eine vage zusätzliche Einkommensperspektive. Als Preis mussten in Kauf genommen werden: die mangelnde Infrastruktur, wenig Schulen, wenig Gesundheitsversorgung und überhöhte Preise für Konsumgüter. Wer sich entschloss, im Ituri-Wald zu bleiben, hatte hier in der Regel bereits Angehörige, auf deren Unterstützung er zählen konnte und die ihn aus familiären Gründen ermuntert hatten, umzusiedeln. Die aktuelle Siedlungsbewegung war die Fortsetzung bzw. Wiederbelebung eines in der Kolonialzeit begonnenen Migrationsprozesses (Peterson 1991).

Flussfischer

Der Ituri ist ein fischreiches Gewässer, das von den „Indigenen“ traditionell aus (begründeter) Furcht vor Krokodilen kaum genutzt wird. Die Fischbestände wurden systematisch von den Lokele ausgebeutet, einer auf Fischfang spezialisierten Ethnie, die am Kongo-Fluss beheimatet ist. Aus dem Raum um Kisangani kommend bauten sie sich entlang des Nepoko und Ituri auf einer Distanz von mehr als 200 km eine Kette von Siedlungsetappen auf, die bis in das Zentrum des Ituri-Waldes führte. Die Lokele bringen eine Fangtechnik mit, die jenen der Ituri-Völker überlegen ist. Sie verwenden lange Nylonnetze, die sie zwischen einer Piroge und einer Boje mit der Strömung den Fluss hinab gleiten lassen. Da dies nur an breiteren Stellen mit ruhigem Wasserverlauf funktioniert, liegen hier auch ihre bevorzugten Siedlungsplätze. Ihre Fangerträge sind hoch. Mit dem Verkauf von Fisch erzielen sie gute Gewinne. Sie treiben selbst keine Landwirtschaft, sondern tauschen bei den lokalen Bauern Fisch bevorzugt gegen Reis. Mit Trockenfisch machen die Lokele gute Geschäfte in Städten und Goldgräberlagern. Überschüssige Mengen werden bis nach Kisangani versandt. Gegenüber den Einheimischen fühlen sie sich gemäß ihrem Selbstverständnis als „Städter“ überlegen. Mit ihrem ausgeprägten Geschäftssinn kontrollieren sie die „terms of trade“. Als sie ihre Fischpreise steigen ließen und die doppelte Menge Reis verlangten, kommentierte dies eine einheimische Frau sarkastisch mit der Bemerkung: „Wenn das so weitergeht, werden wir die Pygmäen der Lokele!“. Die Lokele-Frontier ist ein gutes Beispiel für eine erfolgreiche Nischenbesetzung. Die eingeführten Fischfangmethoden sind präadaptiert und ökonomisch konkurrenzlos.

Fleischhandel

Wildfleisch ist ein begehrtes Grundnahrungsmittel, das die im Regenwald fehlenden Fleischprodukte aus der Viehhaltung ersetzt. Wildfleisch wird mit den Jagdmethoden der lokalen Bevölkerung produziert (Fallenjagd, Netztreibjagd) und in getrockneter Form gehandelt. Es wird am Straßenrand angeboten, dort von Lastwagenfahrern aufgekauft und in die Städte gebracht. Fleischhändler aus den Städten der näheren Umgebung kommen mit dem Fahrrad in die Dörfer, wo sie Fleisch gegen mitgebrachte Konsumgüter und selbstgebrauten Alkohol tauschen. Die Nachfrage ist groß. Die Wälder im Hinterland städtischer Zentren sind seit langem „leer" gejagt, was den Jagddruck auf den inneren Ituri-Wald erhöht. An der Nande-Frontier im nördlichen Kivu wurde die Entwicklung Ende der 1970er Jahre genauer untersucht (Hart 1978). Die Organisation des Fleischhandels war hier ganz auf die Bedürfnisse der oft ihren Standort wechselnden Pygmäen abgestellt. Die Fleischhändler suchten deren Lager tief im Wald auf und brachten große Mengen Reis als Zahlungsmittel mit. Für die Pygmäen war die Übernahme der Transportkosten durch die Händler vorteilhaft. Der schwunghafte Handel führte binnen weniger Jahre aber zur Dezimierung der Wildbestände. Die Pygmäen gerieten mit solchen Geschäften, die sie unter Umgehung der traditionellen Tauschbeziehungen zu ihrem Dorfpatron unternahmen, in einen Kreislauf der Abhängigkeit, der sie mancherorts zu Bettlern werden ließ (Ichikawa 1991). Der Fleischhandel schob sich indessen ungebremst in den Ituri-Wald vor und findet wegen der enormen Nachfrage stets neue Angriffspunkte. Zu Beginn der 1990er Jahre zeichnete sich eine neuartige Entwicklung ab, die den Druck auf die Wildbestände nachhaltig entlasten könnte. Hema-Hirten aus dem Savannenraum um Bunia trieben Rinderherden entlang der Straße durch den Ituri-Wald. Das Vordringen der Pastoralnomaden, denen der Regenwald bisher versperrt war, wurde durch moderne Impfstoffe gegen die *Trypanosomiasis* ermöglicht. Das Vieh kann nun zur Schlachtung in entlegene Orte des Waldes getrieben werden. Das Fleisch findet starken Absatz in den Goldgräberlagern. Auch dies ist ein markantes Beispiel für die Nutzung neuer ökologischer und ökonomischer Nischen, ermöglicht nicht nur durch tiermedizinische Entwicklungshilfe, sondern auch durch die pseudointensive Landwirtschaft vor Ort, die an Stellen größerer Siedlungskonzentration Rodungsinseln hinterlässt, deren Grasflächen die Viehzüchter als temporäre Weideplätze nutzen können.

Landwirtschaftliche Erschließungsfronten [3]

Die landwirtschaftliche Erschließung des Ituri-Waldes zeigt insgesamt eine deutliche Tendenz zur Pseudointensivierung, die eine ökonomisch ertragreiche, ökologisch aber problematische Anpassungsform an das Regenwaldmilieu darstellt. Nur wenige Siedler lassen sich auf die ökologisch angepassten, extensiven Bewirtschaftungsmethoden der alteingesessenen Waldlandbauern ein. Die vom nördlichen Wald-Savannen-Übergangsgebiet des Uele kommenden Siedler bilden eine Ausnahme, da ihre traditionellen Anbauformen denen der Einheimischen verwandt sind. Wie diese praktizieren sie einen extensiven Wanderfeldbau. Sie sind mit dem Regenwaldmilieu recht gut vertraut und bevorzugen die ortsübliche Mischkultur aus Mehlbananen, Maniok und Reis. Sie produzieren damit aber mehr Überschüsse als die Einheimischen und bieten am Straßenrand mehr Produkte zum Verkauf an. Manche haben aus der Kolonialzeit verbliebene Kaffeeplantagen übernommen. Auch diese Migranten sind in jeder Hinsicht präadaptiert: an das Regenwaldmilieu wie auch seine Bewohner, mit denen sie eng sprachverwandt sind und deren kulturellen Code sie teilen. Das Konfliktpotential zwischen diesen Ethnien artikuliert sich deshalb weniger in der in der unmittelbaren Auseinandersetzung um Ressourcen (Land) als in deren symbolischer Verschlüsselung durch wechselseitige Hexereibezichtigungen.

Die aus dem (süd-) östlichen Savannen- und Bergland kommenden Siedler machen die Erfahrung, dass die Böden des Tieflandregenwaldes keine intensive Nutzung zulassen, wie sie sie aus ihren Heimatgebieten kennen, wo Dauerfeldbau oder Wechselwirtschaften mit kurzen Brachezyklen vorherrschen (vgl. Wiese 1979). Im Ituri-Wald fallen nach zwei Jahren ab. Der Boden regeneriert frühestens nach fünf Jahren Sekundärwaldbrache. Das Auslichten der Waldvegetation mit Axt und Machete ist diesen Siedlern eine Qual, die sie mit verschiedenen Strategien der Arbeitsersparnis zu umgehen suchen. Die erste Phase, die Anlage intensiv gepflegter kleiner Hausgärten mit Bohnen und Maniok, bleibt selten von langer Dauer. In einem nächsten Schritt werden die Böden unter jungem Sekundärwald genutzt, der mit der Machete relativ leicht zu lichten ist und mit Maniok bepflanzt werden kann. Dies ist die Bodennutzungsstrategie der Pseudointensivierung. Mit ihr können im Vergleich zum „indigenen“

3 Die Ausdehnung landwirtschaftlicher Nutzungsgrenzen, ein etablierter Frontier-Topos, wird in jüngerer Zeit vor allem für die Tropen diskutiert, die agrargeographisch als „letzter Abschnitt der Frontenbildung“ apostrophiert werden (Manshard & Mäckel 1995). Hierbei spielt die Intensivierung der Landwirtschaft im Hinterland der Städte eine große Rolle; vergl. Fresco (1986) zum Hinterland von Kinshasa, oder auch Doevenspeck in diesem Band. Ich danke Tilo Grätz für den Hinweis auf Edja (1997).

Bananenanbau kurzfristig durchaus höhere Erträge bei geringerem Arbeitseinsatz erzielt werden (vgl. Carlstein 1982). Doch das Problem der Schaffung neuer Feldflächen bleibt erhalten. In der Praxis bildet sich über die Jahre die Tendenz heraus, aufgelassene Brachflächen von Einheimischen zu erwerben und diese zu bewirtschaften, so lange es geht (Peterson 1991). Langfristig entstehen so Rodungsinseln, auf denen sich keine Waldvegetation mehr bildet, sondern ein dichter Grasbestand, der die weitere landwirtschaftliche Nutzung mit herkömmlichen Mitteln unmöglich macht.

Die genannten Siedlungsbewegungen sind getragen von Kleinbauern, die mit der Landwirtschaft Selbstversorgung anstreben. Eine kommerzielle Agrarfront hat das Zentrum des Ituri-Waldes noch kaum erreicht. Das zukünftige Entwicklungsszenario könnte das des nördlichen Kivu/südwestlichen Randgebietes des Ituri-Waldes sein. Hier übernahmen die Nande die Plantagenwirtschaft der belgischen Kolonisten und griechischen Kaufleute. Wegen des unverträglichen Klimas mieden die Europäer den Ituri-Wald. Nur vereinzelt entstanden hier Ölpalmen- und Kaffee-Plantagen, die in der Nachkolonialzeit dann rasch verfielen. Als sich die europäischen Plantagenbesitzer aus dem Kivu-Bergland in den 1980er Jahren ganz zurückzogen, kauften Nande die Betriebe auf und bauten die Betriebsflächen aus. Die Grenznähe zu Uganda und Kenia, wohin der Kaffee exportiert bzw. geschmuggelt wurde, versprach große Gewinne. Plantagen mit der tieflandadaptierten Kaffeesorte *Robusta* dehnten sich in den südwestlichen Ituri-Wald aus, wo sich bald die krassen Begleiterscheinungen der Regenwalderschließung zeigten: explodierende Bodenpreise und hohe Landverluste der Einheimischen, die der geballten Wirtschaftskraft nichts entgegenzusetzen hatten (Peterson 1991). Die Plantagenfront des Kivu bildete eine Art Sprungbrett für weitere Vorstöße in den Ituri-Wald, wo auf großen Flächen mit Kaffee und Bierbananen experimentiert wurde. Für das Freischlagen der Waldlichtungen wurden Nande-Arbeitsteams aus dem Kivu eingesetzt, die mit der Axt umzugehen wussten und Primärwald schlugen. Ihre Fertigkeiten brachten sie aus den Regenwäldern des Kivu mit. Der große Sprung nach vorn war aber nur von kurzer Dauer. Die mangelhafte Verkehrsanbindung erwies sich als die Achillesferse der kommerziellen Agrarkolonisation. Die Straße war mangels Instandhaltung für Fahrzeuge unpassierbar geworden. Als Nande-Kaufleute die Initiative zu ihrer Wiederherstellung ergriffen, schritt der zairische Staat ein und unterband den vermeintlichen Übergriff in seine „hoheitlichen" Rechte (von Pflichten war längst keine Rede mehr).

Goldabbau und Landwirtschaft

Die Goldwäscherei konzentrierte sich auf die Uferzonen des Ituri-Flusses, wo sie verstärkt während der Monate mit Niedrigwasser (Dezember bis Februar)ausgeübt wurde. An der nördlich parallel zum Ituri verlaufenden Straße bildeten sich Zwillingssiedlungen zu den Schürfstellen am Fluss, mit Geschäften, Bars und Unterkünften, die sich in die bestehende Siedlungsstruktur einfügten. Die einheimischen Goldwäscher, die zur Saison ihre Dörfer verließen, waren stark daran interessiert, die Arbeit in den „carrières" mit ihrer landwirtschaftlichen Arbeit zu koordinieren, was jedoch nur den wenigsten gelang. Die fehlenden Arbeitskräfte führten in den Dörfern zu Ernteeinbußen und "Hungermonaten" (Rösler 1993, 1997). Nachdem sich herumsprach, dass sich die Einkünfte aus dem Goldabbau in Grenzen hielten, wendeten sich viele ab. Die Goldgräberei pendelte sich auf einem niedrigeren Niveau ein. Den Goldgräberlagern fehlte es an Nahrungsmitteln. Das Angebot aus der lokalen Agrarproduktion war zu gering. Die örtlichen Behörden ordneten an, dass jeder Goldgräber sein eigenes Feld anzulegen hätte. Viele kamen dem notgedrungen nach. Rund um die Schürfstätten entstanden Feldkorridore mit Bananenpflanzungen.

Die sinnvolle arbeitsorganisatorische Integration der Goldwäscherei in die Landwirtschaft war ein heiß umstrittenes Thema in den Dörfern. Kein Haushalt wollte auf zumindest geringes Einkommen aus dem Goldsektor verzichten. Die Konsumgüter, die in den Nande-Läden angeboten wurden, waren überteuert. Die Preise stiegen in dem Maße, wie die Straße verfiel und Transportkosten hochschnellten. Als die Inflationsschübe von mehreren tausend Prozent einsetzten und das Mobutu-Regime laufend neue Banknoten druckte, wurde Goldstaub die lokale Währung. Gerüchte von Banditentum und Ausbeutung machten die Runde. Die Bezirksverwaltung war kaum in der Lage, geregelte Verhältnisse zu schaffen. Aus den Kasernen wurden Militärtrupps entsandt, um „Ordnung" in den „carrières" zu schaffen. Eine häufige Konfliktursache war, dass Schürfkonzessionen mehrfach vergeben worden waren. Der Goldhandel brachte indessen die Beute schnell über die Grenze nach Ostafrika. In den Städten wurde Panik geschürt. Razzien gegen „libanesische" Händler und die vorübergehende Schließung der Nande-Läden in der Provinz-Hauptstadt Bunia sollten zeigen, wer die Schuldigen an der Misere waren, die bald den Niedergang des Mobutu-Regimes besiegeln sollte.

Aus dem Ruder zu laufen drohte die Goldgräber-Frontier am Ituri, als sie sich in den Jahren 1994/95 mit der südwestlich aus dem Kongo-Becken vordringenden Diamanten-Frontier vereinte. Erstmals kam es zu regelrechten Invasionen junger Leute, die auf der Jagd nach dem sagenhaften Reichtum die Dörfer überrollten. Aufgrund der geologischen Verhältnisse konnte sich die

Diamanten-Frontier zwar nicht weiter nach Norden ausdehnen, doch drangen erstmals Fremde in großen Scharen ein, die nicht über die Straße kamen, sondern nach tagelangen Fußmärschen plötzlich aus dem Urwald auftauchten. Die südlichsten Dörfer wurden fluchtartig von ihren Bewohnern aufgegeben. Einer der „größten" Konzessionsinhaber gründete nahe seiner Schürfstätte eine Siedlung, in der er eigens Bananen- und Maniokpflanzungen anlegen ließ, mit denen er die Nahrungsmittelversorgung der Arbeiter sicherstellen wollte. Auf Nachfrage behauptete er, mit dem Verkauf der Ernte besser zu verdienen als mit seinem Anteil am Diamantenertrag.

Privilegierte Partnerschaften: Händler und Gebietschefs [4]

Für örtliche Gebietschefs, den politisch-administrativen Vertretern der alteingesessenen Ethnien, war die Zusammenarbeit mit Siedlern, vor allem mit Nande-Migranten, von großer Bedeutung. Die „traditionellen" *Chefs* hatten durchaus wirtschaftliche Ambitionen. Das krasse Entwicklungsgefälle zwischen Ituri und Kivu ließ sich aus ihrer Sicht nur durch persönliche Beziehungen überbrücken. Im Gegenzug waren Nande wie auch andere an guten Beziehungen zu den Gebietschefs interessiert, um ihre Position an der Frontier zu konsolidieren.

> Kakule, ein Nande, der zuvor als schlecht bezahlter Lehrer gearbeitet hatte, übernahm die Verwaltung eines Goldgräbercamps für „seinen" Gebietschef. Im Jahre 1989 erklärte er, dass er den Job noch ein paar Jahre machen werde, um dann an der Straße einen Laden zu eröffnen. Im Jahre 1994 war es soweit. Sein Laden lag unmittelbar gegenüber dem Gehöft des Chefs. Beide hatten eine „Kooperative" mit wechselseitigen Beteiligungen an Goldgeschäften gegründet. Kakule, der seinen Namen stolz vom französischen

4 Die ländliche zairische Verwaltungshierarchie baute auf der des belgischen Kolonialstaates auf und gliederte sich in „Localité" (Dorfgemeinde), „Groupement" (Zusammenschluss mehrer Gemeinden), „Collectivité" (Zusammenschluss mehrerer Groupements), „Zone", „Sous région" und „Région". Administrativ gehörte der Ituri-Wald zur „Zone de Mambasa", die Teil der „Sous région de l'Ituri" (mit Verwaltungssitz Bunia) in der „Région Haut-Zaire" war. Die hier als Gebietschef oder Chef bezeichnete Person trug den Titel des „Chef de Collectivité", der als „traditionelles" Oberhaupt seiner Volksgruppe angesehen wurde und zugleich Vorsteher einer Gebietkörperschaft war, die das Siedlungsgebiet einer Ethnie repräsentierte. Die „Zone de Mambasa" war in sechs „Collectivités" gegliedert, die nach den ethnischen Gruppen der „Bila", „Lese", „Ndaka" und „Mbo" bzw. ihrer Untergliederungen benannt waren. In der 1997 ausgerufenen Demokratischen Republik Kongo wurden wieder die kolonialzeitlichen Bezeichnungen für die Verwaltungseinheiten eingeführt. Die „Collectivité" soll jetzt demnach wieder Chefferie heißen, und die jeweils übergeordneten Ebenen heißen „Territoire", „District" und „Province".

> „calculer“ ableitete, hatte außerdem eine „Pharmazie“ eröffnet, in der auch medizinische Behandlungen angeboten wurden. Der angestellte Krankenpfleger, ebenfalls Nande, war einer der letzten verbliebenen Mitarbeiter eines inzwischen geschlossenen italienischen Gesundheitsprojektes, das sehr erfolgreich gearbeitet hatte. Als Geburtshelfer und Operateur hatte er sich sogar bei den (sonst eher misstrauischen) Einheimischen einen Namen gemacht. Die Vertrautheit dieser Partnerschaft über die Grenzen ethnischer Zugehörigkeit hinweg war für lokale Verhältnisse ungewöhnlich. Sie strahlte sogar einen gewissen Entwicklungsoptimismus aus. Es war mehr als eine Notgemeinschaft. Der Ort selbst bildete die Zwillingssiedlung zum südlich am Ituri gelegenen Goldgräbercamp, das die Jahre überdauert hatte, und aus dem eine gewisse Geldquelle sprudelte, die den Ort mit ein paar Läden am Leben hielt.

Als Repräsentant einer Gebietskörperschaft war deren Chef autorisiert, Landnutzungsrechte an Neusiedler zu vergeben. Die Regelung sollte im Einklang mit der „traditionellen“ Bodennutzung stehen, die vom Staat nur geduldet und rechtlich nicht abgesichert war (vgl. Peterson 1991:97ff). In Fortschreibung der kolonialstaatlichen Auffassung, nach der „unbewohntes Gebiet“ dem Staat gehörte, erklärte der zairische Staat alles Land zum Staatseigentum. Das Landrecht innerhalb der Gebietskörperschaften wurde nicht weiter spezifiziert. Nur das Konzessionsrecht wurde geregelt. Wer Schürfrechte für Bodenschätze vom Staat erwarb, war formal rechtlich besser gestellt als der einheimische Bauer, der sich auf sein „traditionelles“ Nutzungsrecht berief. Neusiedler, die die Zusage des Gebietschefs zur Landnutzung hatten, waren rechtlich ebenso wenig abgesichert. Da kein Landmangel herrschte, spielten diese Unklarheiten in der Praxis keine Rolle. Neusiedler konnten ihr Land umsonst erwerben und bewirtschaften. Die stärker gefragten Sekundärwaldflächen wurden von alteingesessenen Vorbesitzern auch „verliehen“ bzw. „verkauft“.

Wichtiger als das formale Bodenrecht waren die Vereinbarungen, die Neusiedler mit dem Gebietschef persönlich aushandeln konnten. Dass sie hierbei nicht immer glücklich agierten, zeigt folgendes Beispiel einer größeren Lokele-Gemeinde am Ufer des Ituri. Deren Oberhaupt hatte mit dem zuständigen Gebietschef eine Vereinbarung ausgehandelt, die sein Dorf nicht als Verwaltungseinheit („localité“) auswies, sondern als Schürfstätte („carrière“), wobei sich das verbriefte Nutzungsrecht nicht auf Gold, sondern auf das Fischen im Ituri bezog. Mit diesem Trick wollte man „Steuern“ sparen und im Rahmen einer Konzession, die der Gebietschef unter der Hand vergab, eine Lösung zu beiderseitigem Vorteil finden. Der Ituri war an jener Stelle aber der Grenzfluss zweier benachbarter *Collectivités*, und das Lokele-Dorf lag auf der „falschen“ Seite. Die Fischer gerieten unversehens zwischen die Fronten

zweier rivalisierender Gebietschefs. Nach andauernden Schikanen, die der „leer“ ausgegangene Chef bei der an seinem Verwaltungssitz stationierten Truppe von (Reservats-) Rangern in Auftrag gab, gaben die Lokele schließlich entnervt auf und zogen sich im Jahre 1995, nach zehn Jahren ungehinderter Ausübung ihres „Rechtes“ auf Siedlung und Fischerei, rund 80 km flussabwärts in eine ihrer sichereren Bastionen zurück.

Umkehrungen der Naturschutzpraxis

Das „Reserve de Faune à Okapis“ war die einzige verbliebene Einrichtung internationaler Zusammenarbeit im Ituri-Wald. Materiell und personell war die Reservatsverwaltung besser ausgestattet als manche staatliche Behörde. Mit einer aus zairischen Kräften zusammengestellten Ranger-Truppe wurde eine eigene Polizeigewalt etabliert. Gemäß dem US-amerikanischen Vorbild, das eine Kombination von paramilitärischen und erzieherischen Aufgaben vorsieht (eine typische Erfindung des Frontier-Westens) war die Truppe der Stolz des Reservates. Für die Lokalbevölkerung handelte es sich jedoch um gewöhnliche „Soldaten“, die sich mit ihren grünen Uniformen von den gefürchteten Einheiten des Militärs wenig unterschieden. Wie diese waren die Ranger schlecht bezahlt (sie unterstanden dem Umweltministerium) und neigten dazu, sich kraft ihrer bewaffneten Autorität in den Dörfern mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Anlass dazu gaben die neuen Bestimmungen, die die Fallenjagd und den Handel mit Wildfleisch untersagten. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit konnte so „illegales“ Wildfleisch beschlagnahmt werden, das in den heimischen Topf des Ranger-Haushaltes wanderte. Die Vertreibung der Lokele-Fischer war eine vergleichbare eigenmächtige Operation, gegen die die Reservatsführung machtlos war.

Das Reservat agierte mit zunehmenden Schwierigkeiten im „institutionellen Vakuum“ der ausgehenden Mobutu-Ära. Wegen des schlechten Straßenzustands blieben die Fahrzeuge tagelang hängen und wurden schwer beschädigt. Die Kosten der Aufrechterhaltung der eigenen Versorgungs- und Infrastruktur waren immens. Die zu Übergriffen neigenden Ranger sorgten für Unruhe. Die beabsichtigte Schließung der Goldgräberlager ließ sich nicht durchsetzen, weil die zuständigen Behörden sich vehement dagegen wehrten - angeblich aus Angst vor der Überflutung des Verwaltungssitzes mit „Kriminellen“, sicherlich aber auch zur Wahrung eigener wirtschaftlicher Interessen. Auch die Wilderei ließ sich in der vorgesehenen Form nicht bekämpfen. Die Reservatsleitung schien die Arbeitsweise der informellen Ökonomie nicht zu begreifen. Das Reservat hatte mit Schautafeln und T-Shirts öffentlich für sich geworben. Das Park-Logo zeigte stolz das Okapi. Mit dieser Werbeaktion wurde aber ungewollt eine neue Einkommensquelle aufgezeigt. Dem Reisen-

den wurden in der nächstgelegenen Stadt Okapi-Felle zum Kauf angeboten, die von „bester Qualität“ seien, weil sie, so die unerbittliche Umkehrlogik der „informellen“ Ökonomie, direkt aus dem Reservat kämen!

Ergebnisse

Die vorangegangenen Ausführungen machten deutlich, wie das aus anderen geographischen und thematischen Kontexten bekannte Konzept der Frontier auch zur Darstellung von „spontanen“ Migrationsprozessen im zentralafrikanischen Regenwald eingesetzt werden kann. Die punktuellen Einblicke in die multiplen Erschließungsprozesse des Ituri-Waldes Nordost-Zaires in den Jahren 1985-1995 sollten veranschaulichen, wie solche Prozesse verlaufen, wie sie miteinander verschränkt sind, wer ihre Protagonisten sind und unter welchen Bedingungen sich diese an der Frontier des Regenwaldes einrichten. Unter dem Blickwinkel der „contested frontier“ wurden insbesondere die konfliktträchtigen Momente der Regenwaldkolonisation herausgestellt: (1) die Gegensätze zwischen den beteiligten Gruppen; (2) ihre kulturell abweichenden Definitionen dessen, was Ressourcen sind und wie sie zu nutzen sind sowie (3) die Strukturierung von Machtverhältnissen auf lokaler Ebene als Ergebnis der Aushandlung konträrer Interessenlagen.

Die Mehrzahl der Migranten aus den Nachbarregionen des Ituri-Waldes überschreitet eine ökologische Systemgrenze, wenn sie den Tieflandregenwald betritt. Aus kulturökologischer Sicht stellen sich hierbei Fragen nach der möglichen Präadaptation des mitgeführten kulturellen Gepäcks und seiner Eignung zur Besetzung ökologischer und ökonomischer Nischen. Aus dieser Sicht zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Migrantengruppen, abhängig von ihrer geographischen Herkunft, ihres historischen, kulturellen und sozio-ökonomischen Hintergrundes. Was sie indessen an der Frontier vereint, sind die strukturellen Begleiterscheinungen des niedergehenden zairischen Staates. Als Hauptmotiv der Migration in den Regenwald wurde das elementare Bedürfnis nach einem auskömmlichen Lebensunterhalt ausgemacht. Ambitioniertere ökonomische Ziele, die Etablierung einer kommerziellen Landwirtschaft, der Wunsch nach Reichtum durch Goldwäscherei oder gar die Verwirklichung hehrer Naturschutzziele, mussten zurückgeschraubt werden. Gemessen an den Erfahrungen mit der Regenwald-Frontier Amazoniens wirken die am Ituri beschriebenen Verhältnisse eher unbedeutend. Dennoch zeichnen sich deutliche Muster von Frontier-Prozessen ab: erhebliche Verschiebungen im Spektrum der Ressourcennutzung wie des regionalen Machtgefüges. Die Regenwald-Frontier zeigt sich auch hier ganz im Sinne der „contested frontier“ als ein uneinheitlicher Prozess der Erschließung eines

peripheren Siedlungsraumes, der seine Dynamik aus dem institutionellen Vakuum eines taumelnden Staates schöpft.

Bibliografie

Adams, Jonathan, S. / McShane, Thomas O. (1992): The Myth of Wild Africa. Conservation Without Illusion. New York, W. W. Norton.

De Boeck, Filip (1998): Domesticating Diamonds and Dollars: Identity, Expenditure and Sharing in Southwestern Zaire [1984-1997]. *Development and Change* 29 (1998) 4: 777-810.

De Boeck, Filip (2000): Borderland Breccia: The Mutant Hero in the Historical Imagination of a Central-African Diamond Frontier. *Journal of Colonialism and Colonial History* 1 (2000) 2.

Dumett, Ramond E. (1998): El Dorado in West Africa: the gold-mining frontier, African labour and colonial capitalism in the Gold Coast. Athens, Ohio University Press.

Carlstein, Tommy (1982): Time Resources, Society and Ecology. On the capacity for human interaction in space and time, Vol. 1: preindustrial societies. London, George Allen & Unwin.

Denslow, Julie Sloan / Padoch, Christine (eds.) (1988): People of the Tropical Rain Forest. Berkeley u.a.O., University of California Press.

Edja, Honorat (1997): Phénomènes de frontière et problèmes de l'accès à la terre. Le cas de la sous-préfecture de Save au Bénin. Berlin, Das Arabische Buch (Série: Documents de travail sur les sociétés africaines Nr.12).

Fresco, Louise O. (1986): Cassava in Shifting Cultivation. A Systems Approach to Agricultural Technology Development in Africa. The Netherlands: Royal Tropical Institute.

Grätz, Tilo (2004): Les frontières de l'orpaillage en Afrique occidentale. In: *Autrepart*, 30 (im Druck).

Harms, Robert (1987): Games against nature: an eco-cultural history of the Nunu of equatorial Africa. Cambridge u.a.O., Cambridge University Press.

Hart, John (1978): From subsistence to market: A case study of the Mbuti net hunters. *Human Ecology*, 6 (1978): 325-353.

Hart, John A. / Hall, Jefferson S. (1996): Status of Zaire's Forest Parks and Reserves. *Conservation Biology*, 10 (1996) 2: 316-323.

Hart, John A. / Hart, Terese B. (1984): Political Change and the Opening of the Ituri-Forest. *Cultural Survival Quarterly*, 8 (1984) 3: 18-20.

Hart, John A. / Hart, Terese B. (1986): The Ecological Basis of Hunter-Gatherer Subsistence in African Rain Forests: The Mbuti of Eastern Zaire. *Human Ecology*, 14 (1986) 1: 29-55.

Hart, Terese B. / Hart, John A. / Hall, Jefferson S. (1996): Conservation in the Declining Nation State: A View From Eastern Zaire. *Conservation Biology*, 19 (1969) 2: 685-686.

Hennessy, Alistair (1978): The Frontier in Latin American History. London, Edward Arnold.

Ichikawa, Mitsuo (1991): The Impact of Commoditisation on the Mbuti of Eastern Zaire. *Senri Ethnological Studies*, 30 (1991): 135-162.

Jordan, Terry G. / Kaups, Matti (1989): The American Backwoods Frontier: An Ethnic and Ecological Interpretation. Baltimore, Johns Hopkins University Press.

Kopytoff, Igor (1987): The Internal African Frontier: The Making of African Political Culture. In: Kopytoff, Igor (ed.): *The African Frontier: The Reproduction of Traditional African Societies*. Bloomington u.a.O., Indiana University Press, 1987: 3-84.

Kopytoff, Igor (1997): Frontiers and Frontier Societies. In: (Ed.: John Middleton): *Encyclopedia of Africa South of the Sahara*, New York, Simon and Schuster, Vol. 2 (1997):170-172.

Kopytoff, Igor (1999): The internal African frontier: Cultural conservatism and ethnic innovation. In: *Rösler, Michael / Wendl, Tobias (eds.)*: Frontiers and Borderlands: Anthropological Perspect*ives*. Frankfurt/M. u. a. O., Peter Lang, 1999: 31-44.

Lamar, Howard / Leonard Thompson (eds.) (1981): The Frontier in History. North America and Southern Africa Compared. New Haven: Yale University Press

Limerick, Patricia N. / Milner II, Clyde A. / Rankin, Charles E. (eds.) (1991): Trails: Toward a New Western History. Lawrence, University Press of Kansas.

Long, Norman (2001): Development Sociology: Actor Perspectives. London u.a.O., Routledge.

MacGaffey, Janet (1987): Entrepreneurs and Parasites: The struggle for indigenous capitalism in Zaire. Cambridge u. a. O., Cambridge University Press.

MacGaffey, Janet (ed.) (1991): The real economy of Zaire: the contribution of smuggling and other unofficial activities to national wealth. Philadelphia, University of Pennsylvania Press.

Malone, Michael P. (1991a): The "New Western History", an Assessment. In: *Limerick, Patricia N. / Milner II, Clyde A. / Rankin, Charles. E. (eds.)* 1991: 97-102.

Malone, Michael P. (1991b): Beyond the Last Frontier: Toward a New Approach to Western American History. In: *Limerick, Patricia N. / Milner II, Clyde A. / Rankin, Charles. E. (eds.)* 1991: 139-160.

Manshard, Walther / Mäckel Rüdiger (1995): Umwelt und Entwicklung: Naturpotential und Landnutzung in den Tropen. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Meggers, Betty / Ayensu, Edward / Duckworth, Donald (eds.) (1973): Tropical Forest Ecosystems in Africa and South America. Washington D. C., Smithsonian Institution Press.

Miller, David H. / Steffen, Jerome O. (eds.) (1977): The Frontier: Comparative Studies. Norman, University of Oklahoma Press.

Miracle, Marvin (1967): Agriculture in the Congo Basin. Madison, University of Wisconsin Press.

Moran, Emilio (1993): Through Amazonian Eyes: The Human Ecology of Amazonian Populations. Iowa, University of Iowa Press.

Nash, Roderick (1982): Wilderness and the American Mind. New Haven, Yale University Press.

Northrup, David (1988): Beyond the Bend in the River: African Labor in Eastern Zaire, 1865-1940. Athens, Ohio University Center for International Studies, Africa Series Number 52.

Packard, Randall M. (1981): Chiefship and Cosmology: An Historical Study of Political Competition. Bloomington, Indiana University Press.

Peterson, Richard B. (1990): Searching for Life on Zaire's Ituri Forest Frontier. *Cultural Survival Quarterly*, 14 (1990) 4: 56-62.

Peterson, Richard B. (1991): To Search for Life: A Study of Spontaneous Immigration, Settlement and Land Use on Zaire's Ituri Forest Frontier. (Thesis for the degree of Master of Science at the University of Wisconsin, Madison 1991) Ms.

Raeithel, Gert (1987): Geschichte der nordamerikanischen Kultur. Band 1, Vom Puritanismus bis zum Bürgerkrieg 1600-1860. Weinheim, Berlin, Quadriga.

Rieber, A. J. (2001): Frontiers in History. In: Smelser, Neil J. / Baltes, Paul B. (eds.): *International Encyclopedia of the Social & Bahavioral Sciences*, Amsterdam u.a.O., Elsevier, Vol. 2 (2003):5812-5818.

Rösler, Michael (1993): Regenwaldfeldbau am Ituri: Probleme und Perspektiven neotraditioneller Subsistenzwirtschaft. In: Bollig, Michael / Bünnagel Doris (eds.): *Der zentralafrikanische Regenwald. Ökologie, Geschichte, Gesellschaft, Wirtschaft*. Münster, LIT.

Rösler, Michael (1997): Shifting cultivation in the Ituri Forest (Haut-Zaire): colonial intervention, present situation, economic and ecological prospect. *Civilisations*, XLIV (1997) 1-2: 44-61)

Schatzberg, Michael G. (1988): The Dialectics of Oppression in Zaire. Bloomington, Indiana Universty Press.

Schmink, Marianne / Wood, Charles H. (1992): Contested Frontiers in Amazonia. New York, Columbia University Press.

Turnbull, Colin M. (1983): The Mbuti Pygmies. Change and Adaptation. New York u. a. O., Holt, Rinehart and Winston.

Turner, Frederic J. (1986): The Frontier in American History. Tuscon, The University of Arizona Press.

Weber, David J. / Rausch Jane M. (eds.) (1994: Where Cultures Meet. Frontiers in Latin American History. Wilmington, Scholarly Resources Books.

Vansina, Jan (1990): Paths in the Rainforests. Toward a History of Political Tradition in Equatorial Africa. London, James Currey.

Vwakyanakazi, Mukoja (1991): Import and Export in the Second Economy in North Kivu. In: MacGaffey, Janet (ed.): *The real economy of Zaire: the contribution of smuggling and other unofficial activities to national wealth.* Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1991: 43-71.

Vwakyanakazi, M. (1992): Creuseurs d'or et crise socio-economique au Nord-Kivu en Republique du Zaire. *Africa* (Roma). 47 (1992) 3:75-391

Werthmann, Katja (2000): Gold Rush in West Africa. The Appropriation of "Natural" Resources. Non-industrial Gold Mining in South-Western Burkina Faso. *Sociologus*, 50 (2000) 1: 90-104.

Wiese, Bernd (1979): Die Blauen Berge (Mts. Bleus, Zaire): Bevölkerung und Wirtschaft eines äquatorialafrikanischen Berglandes. Wiesbaden, Franz Steiner Verlag.

Worster, Donald (1994): An Unsettled Country: Changing Landscapes of the American West. Albuquerque, University of New Mexico Press.

Young, Crawford / Turner, Thomas (1985): The Rise and Decline of the Zairian State. Madison: University of Wisconsin Press.

Abstract

This paper analyses the concept of the frontier in terms of its usefulness in representing migration processes on the periphery of settled regions in tropical rain forests. Empirical field methods developed to study such dynamic settlement expansion areas are discussed and applied to two typical forms of frontier narrative: the migration epic ("to-the-region approach"), and the frontier as an arena of intercultural contacts ("within-the-region approach"). Combined with the cultural-ecological notion of pre-adaptation, three characteristics which were originally defined to describe frontier processes in the Amazon can help to analyse the frontier processes in the Ituri forest of former north-eastern Zaire: competing groups, perceptions of land, and power structures. It is argued that all actors on the frontier act within an institutional vacuum which is primarily a function of the declining Zairian State. The economic interests and ambitions of the frontier actors appear to be relatively heterogeneous due to their different regional and cultural backgrounds. They tend to converge however in a common desire to achieve secure economic subsistence. The only global player on the scene, a conservation

reserve, even finds itself forced to adapt to local circumstances, particularly as it becomes the involuntary target of informal economic activities.

Keywords

Democratic Republic of Congo, Ituri, tropical rain forests, land development, settlers, domestic migration, natural resources, gold, fisheries, game (animals), nature reserves, theory formation

Résumé

Cette contribution analyse la notion de front ("frontier") en fonction de son aptitude à décrire les processus de migration à la périphérie des forêts tropicales. Les méthodes de recherche sur le terrain utilisées pour étudier ces nouveaux espaces dynamiques de peuplement sont examinées et appliquées aux deux formes typiques de représentation de la notion de front pionier dans la recherche historique et d'anthropologie culturelle : l'épique de la migration ("to-the-region approach") et la description de l'espace frontière comme cadre de contact interculturel ("within-the-region approach"). La mise en place de fronts de peuplement dans la forêt équatoriale d'Ituri, dans le nord-est de l'ancienne république du Zaïre, est analysée à l'aide du concept écologico-culturel de pré-adaption et de trois critères analytiques ayant été créés pour décrire le développement des fronts de peuplement en Amazonie (les groupes concurrents, leur perception de l'espace comme ressource et la structuration des relations de pouvoir). L'article soutient la thèse que les acteurs de cet espace agissent dans un vide institutionnel qui doit être perçu primairement comme une fonction de l'Etat zairois délité. Les intérêts économiques et les ambitions des acteurs de ce front sont hétérogènes en raison de leurs origines régionales et culturelles différentes. Cependant, ils ont tendance à converger puisque le souhait commun des acteurs de cet espace est d'assurer leur subsistance. Le seul acteur global en présence, l'organisation locale de protection de la nature, doit également s'adapter à cet objectif puisque son objet devient involontairement la cible d'activités économiques informelles.

Mots clés

République démocratique du Congo, Ituri, forêt tropicale humide, mise en valeur de terres, colons, migration interne, ressources naturelles, or, pêche, gibier, réserve naturelle, formation de théorie

---

Dr. phil.Michael Rösler ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ethnologie und Afrikanistik der LMU München. Feldforschungsaufenthalte in der Republik Zaire in den Jahren 1987-89, 1994-1995. Wissenschaftliche Interessen: Agrarethnologie, Umweltethnologie, historische Anthropologie. Z. Zt. Bearbeitung des DFG- Forschungsprojektes „Inszenierung von Geschichte und lokaler Identität. Das Initiationsritual *ganza/nkumbi* im Ituri-Gebiet Nordost-Kongo (Zaire)".